

Mann im Kopf

Literatur In ihrem ersten Roman «Anna der Indianer» erzählt Livia Anne Richard von einer Frau, die eigentlich keine sein will. Herausgekommen ist eine unterhaltsame, leicht verstörende Geschichte über Rollenbilder und eine ungewöhnliche Liebe.

Joanna Nowotny

Nico ist tot und Anna muss lachen. Alle stehen traurig um das Grab, aber eine fröhliche Amsel ist davon überhaupt nicht beeindruckt und gibt die Opersängerin – und Anna kann nicht mehr an sich halten. Die Beerdigung ihres liebsten Menschen gerät zur Farce, und erst später, allein am Grab, kann Anna weinen. In diesem Moment der Schwäche taucht Anders auf, ihr immer perfekt gekleideter Freund aus der Kindheit mit den roten Haaren. Doch da gibt es ein kleines Problem: Anders existiert nur in Annas Kopf, und entsprechend irritiert sind die Gäste beim Trauermahl, als plötzlich ein Stuhl für diesen mysteriösen, unsichtbaren Anders hergeschafft werden soll. Ist die schon immer etwas unkonventionelle Anna jetzt völlig durchgedreht?

Ein vielschichtiges Porträt

Das fragt man sich auch als Leserin. «Anna der Indianer» entwirft auf verschiedenen Zeitebenen ein Porträt der Protagonistin, das es nachvollziehbar macht, wieso Anna an diesem Tiefpunkt plötzlich nicht mehr allein ist. Da ist der Wildfang, der in einem Quartier mit vierzig Jungen aufwächst und sich eines Tages Anders als besten Freund herbeifantasiert. Eine zweite männliche Seite ihrer Persönlichkeit begleitet Anna schon hier, als Kind: Sie sieht sich selbst als furchtlosen, stoischen Winnetou, will nicht die Squaw sein, wenn Cowboy und Indianer gespielt wird. Dann beobachten wir die widerständige Jugendliche, die gegen den Willen des



Kurzweilig und nie geschwätzig: Anne Livia Richard bleibt ihrem Stil treu. Foto: Hannes Zaugg-Graf (zvg)

Es gibt für Anna kein Leben zwischen den Geschlechtern.

Arbeitgebers ein Auslandjahr in Kalifornien durchsetzt und dort die Liebe kennen lernt, aber auch merkt, dass körperliche Nähe ihr nicht behagt. Noch immer pflegt Anna das Selbstbild des harten Indianers – bis sie dem Kunstmaler Nico begegnet. Und zuletzt ist da eben die Frau in ihren Fünfigern, die den wichtigsten Mann in ihrem Leben verliert und endlich weinen darf, Indianer hin oder her.

Livia Anne Richard ist in Bern bestens bekannt als Theaterregisseurin und -autorin. Sie wirkt am Gurten-Freilichttheater und am Theater Matte und hat äusserst erfolgreiche Stücke wie «Dällebach Kari» (ab 2006) zu verantworten. Mit «Anna der Indianer» legt sie nun ihren ersten Roman vor. Und darin bleibt sie ihrem Stil treu: Es geht um Persönliches, das grosse Fragen spiegelt, erzählt mit viel Verve

und Gefühlen, ohne Schnickschnack und in einer klaren Bildsprache, die zum Nachdenken anregen soll. «Anna der Indianer» ist kurzweilig und nie geschwätzig, dafür immer wieder berührend. Richard zeichnet eine vielschichtige Protagonistin, zugleich hart im Nehmen und verletzlich, und es macht Freude, sie mit jeder Seite besser zu verstehen. Allerdings vermag nicht jeder Moment zu überzeugen: Es

ist zum Beispiel eher schwierig, Anna die Neunzehnjährige abzunehmen, so unschuldig-naiv blickt sie manchmal auf die Welt. Solche Schwächen verzeiht man dem Roman, weil er dafür mit Originalität punktet – auch die Handlung hält die eine oder andere Überraschung bereit, die einen bei der Stange hält.

Entweder-oder

Was uns «Anna der Indianer» allerdings zum Thema Geschlechterrollen und -identität sagt, das Hauptthema des Romans, ist auch ein bisschen verstörend. Den männlichen Teil ihrer Persönlichkeit muss Anna anscheinend immer auf die eine oder andere Art veräusserlichen und abspalten; entweder als imaginären Freund oder als ganz realen Mann, an dessen Seite sie ihr Leben verbringt und dessen Präsenz es ihr erlaubt, mit ihrem Frausein Frieden zu schliessen.

Es gibt für Anna kein Leben zwischen den Geschlechtern, keine Transidentität oder irgendeinen Identitätsentwurf, der vielleicht eine Überwindung der Zweigeschlechtlichkeit verspricht. Sie bleibt gefangen im Entweder-oder: Indianer oder Mädchen, Absatzschuhe oder Turnschuhe, auch wenn sie verbal nach einem Dritten sucht, denn «es gibt doch nicht nur das eine oder das andere». Man würde hoffen, dass etwas anderes als Anders, der imaginäre Männerfreund, doch möglich ist – aber auf der Suche danach bringt uns «Anna der Indianer» nicht weiter.

Livia Anne Richard: Anna der Indianer. Cosmos-Verlag, 2020. 144 Seiten, ca. Fr. 29.

Wie ein Halbschweizer in Guatemala Präsident wurde

Politkrimi Der neue Roman des Nobelpreisträgers Mario Vargas Llosa führt zurück in die Zeit des Kalten Kriegs.

Wenn man sich in der Weltgeschichte umschaut, stösst man auf Schweizer – an den unerwartetsten Orten. So im Hochland von Guatemala, wo sich ein Schweizer Apotheker aus Andelfingen Anfang des 20. Jahrhunderts niederliess. Er hiess Jacob Arbenz, den gleichen Vornamen hispanisierte sein Sohn zu Jacobo und fügte den Namen seiner einheimischen Mutter hinzu. Dieser Jacobo Arbenz Guzman machte Karriere in der guatemaltekischen Armee bis zum Oberst, wurde Verteidigungsminister unter Präsident Arévalo und schliesslich, 1951, selbst Präsident des mittelamerikanischen Kleinstaats.

Arbenz ist eine der handelnden Figuren im neuen Roman des Nobelpreisträgers Mario Vargas Llosa. «Harte Zeiten» führt in die 1950er-Jahre zurück, in den Kalten Krieg, den die USA in ihrem selbst erklärten Hinterhof auf ihre Weise führten. Etwa mit dem Sturz von ihnen oder ihren Konzernen nicht genehmen Regierungen. So eine war die von unserem Jacobo Arbenz. Der hatte eine Landreform auf den Weg gebracht, die brachliegendes Land an die rechtlosen und im Elend lebenden Indios verteilte.

Es gehörte zu grossen Teilen der United Fruit Company, die den Kleinstaat beherrschte und ihre Interessen rücksichtslos durchsetzte. Als sie auch noch Steuern zahlen sollte, setzte sie mithilfe des PR-Gurus Edward Bernays (ein Neffe Sigmund Freuds) einen Propagandafeldzug in Gang, der die nach Demokratie strebende Regierung Arbenz als kommunistisch verleumdete und Guatemala eine Zukunft als sowjetischer Kolonie prophezeite.

In der Badewanne ertrunken

Völliger Unsinn, aber noch vor Trumps Fake News und Social-Media-Kampagnen hatte der PR-Feldzug Erfolg. Die CIA rüstete eine «Befreiungsarmee» aus, US-Piloten bombardierten Guatemala-Stadt, und der mephistophelische US-Botschafter Peurefoy zwang Arbenz schliesslich zum Rücktritt. Für ihn begann ein demütigender Weg über viele Exilstationen, auch die Schweiz wollte den «Kommunisten» nicht. 1971 erkrankte Arbenz, der geschickte Reformpräsident, in Mexiko-Stadt unter ungeklärten Umständen in der Badewanne. Aber das erzählt uns Vargas Llosa nur noch nebenbei. Sein Interesse gilt dem Nachfolger, eben-

falls Offizier und ewiger Rivale Arbenz: Carlos Castillo Armas. Er dreht alle Reformen zurück und überzieht das Land mit einem Schreckensregime, das später Guerillabewegungen erzeugt und zu einem 30-jährigen Bürgerkrieg mit Hunderttausenden Toten führt. Noch heute ist Guatemala ein bitterarmes Land, dessen Einwohner oft nur ein Ziel kennen: in die USA.

Vargas Llosas Roman ist sein 22., sein Autor über 80, und, ohne ungalant zu sein: Das spürt man auch. Der Mitbegründer des lateinamerikanischen Literaturbooms benutzt sein literarisches Instrumentarium routiniert und ohne besondere Inspiration. Zeitsprünge, Erzählerwechsel, zusammengeschnittene Kapitel: Das war mal aufregend und irritierend, inzwischen ist das artistischer Mainstream.

Immerhin, auf Spannung versteht sich der Altmeister immer noch. Nach einem Prolog, in dem die PR-Kampagne angezettelt wird, führt uns Vargas Llosa in die Hauptstadt und an jenen 25. Juli 1957, an dem Nachfolger Castillo Armas einem Attentat zum Opfer fällt. Auch das eine Intrige von aussen, hier ausgeführt von einem Geheimdienstmann

aus der Dominikanischen Republik, einem Finsterling namens Johnny Abbes García.

Eine Kröte an Leib und Seele

Den kennen Vargas-Llosa-Leser aus seinem Roman «Das Fest des Ziegenbocks» (2000), der die Ermordung des Diktators Trujillo behandelte. Abbes García, «eine Kröte an Leib und Seele», ist dort Leiter der Geheimpolizei, ein Intrigant und sadistischer Folterer.

Bei einem Abendessen will Vargas Llosa erfahren haben, dass er auch beim Sturz Castillo



Jacobo Arbenz Guzman wird am 15. März 1951 als Präsident Guatemalas vereidigt. Foto: Keystone

Armas' seine Finger im Spiel hatte, und so lässt der Autor ihn den Mord gleich selbst ausführen – in immer den geradzahligen Kapiteln, damit sich der Suspense schön aufbauen kann.

Der Mörder schaffte auch die Geliebte seines Opfers über die Grenze, Martita Parra alias «Miss Guatemala», weil er schon lange Lust auf sie hat. Denn die diabolischen Helden, weiss Vargas Llosa, sind literarisch allemal ergiebiger als der in seiner Rechtschaffenheit auch etwas langweilige Arbenz.

So bleiben wir länger hängen bei den Bösewichten der Geschichte, den Tätern wie den Schreibtischtätern.

Mit «Harte Jahre» ist Vargas Llosa noch einmal ein süffiger Politkrimi gelungen, in dem das literarische Element eine eher dekorative Rolle spielt. Wichtiger sind ihm offenbar die Botschaften. Zum einen will der Autor hier exemplarisch vorführen, dass das 20. Jahrhundert eines der Propaganda und Irreführung der Öffentlichkeit gewesen ist (was daraus wohl für das gegenwärtige folgt?). Tatsächlich haben auch die renommiertesten Medien der Zeit, von der «New York Times» bis zum «Spiegel», die Mär vom

kommunistischen Guatemala nachgeplappert.

Zum andern führt er im Epilog – nachdem er, der Autor, der altgewordenen «Miss Guatemala» einen Besuch abgestattet hat – aus, dass die Eingriffe der USA in ihrem Hinterhof paradoxe Konsequenzen gezeitigt haben. Fidel Castro, ursprünglich kein Kommunist, stützte sein Kuba nach der Revolution gleich auf die UdSSR. Und eine ganze Generation wandte sich vom «Vorbild USA» – für Arbenz war sie das! – ab und sympathisierte mit dem Sozialismus. Auch der junge Vargas Llosa.

So ist die untergründige Agenda dieses Romans auch eine Erklärung eigener «jugendlicher Verirrungen»: Der spätere Politiker Vargas Llosa war ja ein erklärter Konservativer und Gegner jeglicher «linker» Bestrebungen.

Martin Ebel

Mario Vargas Llosa: Harte Zeiten. Roman. Aus dem Spanischen von Thomas Brovot. Suhrkamp, Berlin 2020. 411 S., ca. 35 Fr.

Mehr Informationen finden Sie auf unserer Website.